

Die Sozialphilosophie in der Marxschen Werttheorie

Emanuel Kapfinger

Die Kritik der politischen Ökonomie war seit ihrem Erscheinen 1867 ein Stein des Anstoßes. Sie hängt als Gesamtgebäude an der Arbeitswerttheorie, die daher auch Dreh- und Angelpunkt der Kritiken an ihr darstellt. Gesteht man ihre Triftigkeit zu, so muss auch das drauf aufbauende Ganze, zumindest in weiten Teilen, anerkennen. Dabei ist der „Beweis“, den Marx selbst im „Kapital“ bringt, relativ problematisch, es handelt sich, wird er für sich betrachtet, um eine willkürliche Setzung Marx'. Allerdings geht eine Werttheorie immer auch mit einer Sozialphilosophie bzw. einer Gesellschaftsauffassung einher, so dass die Arbeitswerttheorie auf einem Gesellschaftsbegriff als Arbeitszusammenhang basiert. Eben dies, inwiefern Marx' Gesellschaftsbegriff – und nicht die isolierte Stelle am Anfang des „Kapital“ – auch seine Arbeitswerttheorie bedingt, bildet daher den Untersuchungs- und Beweisgegenstand dieser Arbeit.

Der Reichtum der bürgerlichen Gesellschaft. Marx' Sozialphilosophie

Im Marxschen Gesellschaftsbegriff spielen Reichtum und Arbeit zentrale Rollen, und sie sind die Momente seiner Sozialphilosophie, durch die die Arbeitswerttheorie verständlich wird, wie später zu zeigen ist. Daher wird zunächst das Marxsche Verständnis der beiden Begriffe umrissen.

Reichtum hat für Marx in seinen Gesellschaftsanalysen hervorragende Bedeutung. Der erste Satz des „Kapital“ ist sogar eine Bestimmung der spezifischen Form des Reichtums im Kapitalismus¹. In Gesellschaften des Mangels besteht das Leben darin, mit der Natur zu ringen, sich gegen Bedrohungen der Natur zur Wehr zu setzen und der Natur mühsam das tägliche Leben abzugewinnen. Kapitalistische Gesellschaften sind von dieser „Herrschaft der Natur“ emanzipiert, sie sind Gesellschaften des Reichtums. Technologie, individuelle Fähigkeiten und gesellschaftliches Vermögen sind so weit entwickelt, dass die Arbeit unter dem Gesichtspunkt nicht mehr eines zu geringen Produkts selbst bei ausgedehntester und intensivster Verausgabung des Arbeitsvermögens betrachtet werden muss. Wegen der entwickelten Produktivkräfte erzeugt Arbeit ein ausgedehntes Produkt schon mit geringer Mühe².

In seiner naheliegendsten Bedeutung bezeichnet der Begriff Reichtum einfach eine ziemlich große Menge Geld. Dem würde Marx allerdings nur bedingt zustimmen, denn er nennt Geld den „materielle[n] Repräsentant[en]“ und die „allgemeine Form des Reichtums“ (MEW 42, 155f). Reichtum steht also noch für etwas anderes, für nützliche Güter, und zwar in einer gewissen großen Menge, die in Warenform eben durch die allgemeine Ware, das Geld, repräsentiert werden. Andererseits ist Reichtum, im Marxschen Sinne, nicht auf eine Masse an Gütern zu beschränken, die „einfach da sind“ für den individuellen Genuss. Wenn sie genossen sind, sind sie weg. Der Reichtum besteht genauso in seiner täglichen Erzeugung. Reichtum ist immer auch eine hochentwickelte Gesellschaft; man könnte ebenso sehr sagen, das Wesen des Reichtums sei die Arbeit³. Reichtum ist insofern nicht eine bloße Ansammlung oder Masse von Dingen, schon gar

1 „Der Reichtum der Gesellschaften, in welchen kapitalistische Produktionsweise herrscht, erscheint als eine ungeheure Warensammlung, die einzelne Ware als seine Elementarform. Unsere Analyse beginnt daher mit der Analyse der Ware.“ (23, 49)

2 „Denn der wirkliche Reichtum ist die entwickelte Produktivkraft aller Individuen. Es ist dann keineswegs mehr die Arbeitszeit, sondern die disposable time[frei verfügbare Zeit] das Maß des Reichtums.“ (42, 604)

3 Fritz Haug dazu: „Der wirkliche Reichtum dieser Gesellschaft zeigt sich nicht in den Schaufenstern, sondern das ist der Reichtum an Produktivkräften, an Fruchtbarkeit der menschlichen Arbeit“ (Fritz Haug, *Vorlesungen zur*

nicht ein Geldvermögen, sondern der gesellschaftliche Prozess der täglichen Neuerzeugung der Gebrauchsgüter. So lobte Marx an Petty eine Anschauung des stofflichen Reichtums, die dessen Quelle nicht nur in die Arbeit setzte, sondern in ihre „gesellschaftliche Gesamtgestalt, als *Teilung der Arbeit*“ (MEW 13, 38), was aber eben deren Zusammenführung bedingt.

Das erlaubt auch eine völlige Wendung in der Anschauung der Gesellschaft bzw. des „menschlichen Wesens“. Heute wird Marx' Anschauung dazu verbrämt, Marx hätte den Menschen zum Arbeiter gemacht, oder das Wesen des Menschen sei, nach Marx, die Arbeit – Arbeit im negativen Sinne der Mühe, der Qual verstanden. Marx schreibt in den Pariser Manuskripten: „Das gegenständliche Wesen der Industrie ist das aufgeschlagne Buch der menschlichen Wesenskräfte“ (MEW 40, 543). Damit spricht Marx eine unheimlich positive Sicht auf die Arbeit aus. Arbeit, die sonst bloß als niedere Tätigkeit gesehen wird, als physische Notwendigkeit, erfährt eine ungeheure Aufwertung. Sie wird nicht mehr als dem Menschen Äußerliches betrachtet, sondern als sein Inneres, was Marx eben in den Pariser Manuskripten sein Wesen nennt⁴. Der Grund für diese Wendung ist Marx' Ausgangspunkt, dass die Arbeit erst den gegenständlichen Reichtum⁵ schafft, dass sie hiermit auch die materielle Grundlage ist, auf der sich weitere menschliche Äußerungen erst entwickeln können, und dass die Arbeit über Generationen hinweg die modernen, gewaltigen Produktivkräfte – die Industrie – erst entwickelt hat⁶. Der Mensch hat sich also gewissermaßen erst erzeugt, „die *ganze sogenannte Weltgeschichte* [ist] nichts anderes ... als die Erzeugung des Menschen durch die menschliche Arbeit“ (MEW 40, 546).

Das Problem beim „Beweis“ der Arbeitswerttheorie im „Kapital“

Die Herleitung von Form und Substanz des Wertes gibt Marx zu Beginn des „Kapital“. Der schwierige, und was hier gezeigt werden soll, auch nicht notwendige Schritt betrifft die Bestimmung des Wertes als der abstrakt menschlichen Arbeit. Der Schritt geht aus von der Feststellung, dass zwei zu tauschende Waren auf ein gemeinsames Drittes reduzierbar sind und soll in der Bestimmung dieses Dritten, d.h. des Werts, resultieren.

Marx wendet dabei ein Ausschlussverfahren an, in dem er Eigenschaften von Waren, die Kandidaten für die Werts substanz bilden, nach und nach ausschließt, bis schließlich nur die abstrakte Arbeit zurückbleibt. Als Kandidaten hat er natürliche und nützliche Eigenschaften der Ware und die, Arbeitsprodukt zu sein; hieran ist jedoch schon kritikabel, ob diese Reihe vollständig ist, wofür keine Begründung angegeben ist.

Zunächst schreibt Marx: „Dies Gemeinsame kann nicht eine geometrische, physikalische, chemische oder sonstige natürliche Eigenschaft der Waren sein.“ (MEW 23, 51f) Leider legt Marx dabei nicht offen, nach welchen Kriterien er „entscheidet“, dass natürliche Eigenschaften hier nicht infragegekommen. Mir scheint das Argument nicht so trivial zu sein, wie seine einfache Auslassung hier suggeriert.

Einführung ins Kapital, Argument Verlag, Berlin 1985, S. 49)

4 Die Industrie wurde „bisher nicht in ihrem Zusammenhang mit dem *Wesen* des Menschen, sondern immer nur in einer äußern Nützlichkeitsbeziehung gefasst“ (MEW 40, 542). Dagegen wusste man „innerhalb der Entfremdung sich bewegend – nur das allgemeine Dasein des Menschen, die Religion, oder die Geschichte in ihrem abstrakt-allgemeinen Wesen, als Politik, Kunst, Literatur etc., als Wirklichkeit der menschlichen Wesenskräfte zu fassen“ (MEW 40, 542).

5 Marx nennt die Industrie den „so ausgebreiteten Reichtum des menschlichen Wirkens“ (MEW 40, 543): es ist eben die Tätigkeit, die den Reichtum hervorbringt.

6 Und nicht der Geist, wogegen sich Marx und Engels an folgender Stelle der Deutschen Ideologie wenden: Die materialistische Geschichtsauffassung „zeigt ..., dass in ihr[der Geschichte] auf jeder Stufe ein materielles Resultat, eine Summe von Produktivkräften, ein historisch geschaffnes Verhältnis zur Natur und der Individuen zueinander sich vorfindet, die jeder Generation von ihrer Vorgängerin überliefert wir“ (MEW 3, 38).

Weiter begründet Marx, warum auch die Nützlichkeit nicht das gesuchte Gemeinsame sein kann:

„Ihre körperlichen Eigenschaften kommen überhaupt nur in Betracht, soweit selbe sie nutzbar machen, also zu Gebrauchswerten. Andererseits aber ist es grade die Abstraktion von ihren Gebrauchswerten, was das Austauschverhältnis der Waren augenscheinlich charakterisiert. Innerhalb desselben gilt ein Gebrauchswert grade so viel wie jeder andre, wenn er nur in gehöriger Proportion vorhanden ist. ...

Als Gebrauchswerte sind die Waren vor allem verschiedner Qualität, als Tauschwerte können sie nur verschiedner Quantität sein, enthalten also kein Atom Gebrauchswert.“ (MEW 23, 51f)

Es ist für das Austauschverhältnis völlig beliebig und gleichgültig, wie der Gebrauchswert bestimmt ist, der in das Verhältnis eingeht. Jeder Gebrauchswert gilt darin so viel wie jeder andere. Das heißt also, das Austauschverhältnis ist durch Abstraktion vom Gebrauchswert charakterisiert – merke aber: vom konkreten Gebrauchswert, der im Unterschied zu anderen Gebrauchswerten bestimmt ist, also nicht vom Gebrauchswert-Sein überhaupt. Marx' Argument schließt nur die Besonderheit des Gebrauchswerts aus. Hieraus kann Marx daher nicht folgern, die Waren im Austauschverhältnis enthielten kein Atom Gebrauchswert.

Wenn von natürlichen und nützlichen Eigenschaften abstrahiert ist, so bleibt die Eigenschaft, Arbeitsprodukt zu sein (vgl. MEW 23, 52). Allerdings ist das übrigbleibende Arbeitsprodukt von der Abstraktion von den konkreten Gebrauchswerteigenschaften nicht unberührt. Jede konkrete Bestimmung des Gebrauchswerts ist zugleich eine konkrete Bestimmung des Arbeitsproduktes, bzw. der Arbeit, die im Arbeitsprodukt steckt. Das Ergebnis des ganzen Abstraktionsvorganges ist also Arbeit, aber Arbeit ohne jede weitere Bestimmung, „unterschiedslose[r] menschliche Arbeit“ (MEW 23, 52), die sich von keiner anderen Arbeit mehr unterscheidet. Was hier zurückbleibt, ist das, worauf die Dinge im Austauschverhältnis reduziert sind, abstrakt menschliche Arbeit. Dieses „Residuum der Arbeitsprodukte“ (ebd.) nennt Marx den Wert.

Die Unzulänglichkeit der Wertdeduktion

Wie aus meinem Kommentar hervorgeht, bin ich alles andere als einverstanden mit dieser Wertdeduktion. Marx tritt hier so auf, als sei der Schluss auf die abstrakt menschliche Arbeit mit den von ihm gegebenen Argumenten absolut notwendig. Innerhalb dieser Argumentation könnte es aber ebenso eine natürliche Eigenschaft sein, der Nutzen, oder auch irgendeine andere Bestimmung, soweit sie den Waren zukommt – als abstrakte Bestimmung, versteht sich. Das wird von vielen geteilt, z.B. von Heinrich und Stapelfeldt:

„Dass der Gebrauchswert nicht als Kandidat für das gesuchte Gemeinsame in Frage kommt, ist nicht einfach ein Ergebnis der genauen Betrachtung einer einzelnen Tauschgleichung. In diesem Ausschluss des Gebrauchswertes drückt sich vielmehr eine bestimmte Strategie aus, wie die Tauschgleichung analysiert werden soll ...“ (Michael Heinrich, *Wie das Marxsche Kapital lesen?*, Schmetterling Verlag, Stuttgart 2008, S. 68)

Abstrakt menschliche Arbeit „kann ... aus der vorliegenden Argumentationsform ... nicht als abschließende Fixierung des Gemeinsamen verständlich gemacht werden.“ (Gerhard Stapelfeldt, *Das Problem des Anfangs in der Kritik der Politischen Ökonomie*, Campus Verlag, Frankfurt/New York 1979, S. 114)

Soweit das immer zugegeben wird, wird gerne, wie Heinrich hier, darauf hingewiesen, dass es Marx gar nicht um einen Beweis der Arbeitswerttheorie gegangen sei. Dem steht entgegen, dass die kommentierte Passage durchaus in der Form eines Beweises auftritt. Dies ist aber dann eine

unredliche Darstellung Marx', oder wenn man ihm keine Tricks unterstellen will – und er z.B. an und für sich die Argumente hatte – dann weiß man nicht, welcher Teufel ihn geritten hat, ausgerechnet an dieser Stelle schludrig zu sein, entweder in der Präsentation von Argumenten in der Form eines Beweises, der keiner sollte, oder in der unausgegorenen Durchführung des Beweises.

Ich möchte mich allerdings nicht gegen die Arbeitswerttheorie wenden; ich halte sie für überaus plausibel. Ihr „Beweis“ bzw. ihre Stichhaltigkeit ergibt sich nicht aus der Wertdeduktion, sondern aus dem Aufbau des Ganzen und aus anderen Überlegungen in Abgrenzung zu anderen Werttheorien. Dem ist der dritte Teil dieses Aufsatzes gewidmet. Das Interessante ist, dass Marx es selbst – an anderer Stelle, im „Brief an Kugelmann“ – genauso sieht:

„Der Unglückliche sieht nicht, daß, wenn in meinem Buch gar kein Kapitel über den ‚Wert‘ stünde, die Analyse der realen Verhältnisse, die ich gebe, den Beweis und den Nachweis des wirklichen Wertverhältnisses enthalten würde. Das Geschwatz über die Notwendigkeit, den Wertbegriff zu beweisen, beruht nur auf vollständigster Unwissenheit, sowohl über die Sache, um die es sich handelt, als die Methode der Wissenschaft.“ (MEW 32, 552)

Marx meint also, es sei überhaupt nicht notwendig den Wertbegriff zu beweisen. Fragt sich nur, warum er es dann zu Beginn des Kapitals dennoch versucht.

Philosophischer Schluss auf die Arbeitswerttheorie

Die Willkür, mit der Marx zum Anfang des Kapital die *Arbeit* als den Wert zu setzen scheint, ist für seine Gegner der Ansatzpunkt, um seine Theorie anzugreifen. Im folgenden möchte ich daher den Nachweis führen, dass, sofern auch andere Thesen oder Einsichten Marx' berücksichtigt werden, diese Setzung gar nicht willkürlich ist. Sie ist zwar dies, Setzung, und lässt sich nicht *ableiten*, stellt aber ein Moment in einem Ganzen dar, das die Arbeitswertlehre nahelegt und aus dem es sich so leicht nicht entfernen lässt, und um das auf anderer, gewissermaßen philosophisch-grundsätzlicher Ebene, die Auseinandersetzung geführt werden muss.

Es soll hier zunächst darum gehen, Arbeit als Werts substanz gegen die Nützlichkeit zu behaupten. Meine Argumente haben dabei im Ganzen einen philosophischen Charakter in dem Sinne, dass die Arbeitswerttheorie mit einer ganz anderen Sozialphilosophie einhergeht als eine Nutzwerttheorie. Die Beziehung der Werttheorie zu „ihrer“ Sozialphilosophie ist keine logisch, aber gewissermaßen „praktisch“ notwendige, so dass eine Werttheorie mit einer gegenteiligen Sozialphilosophie in einem krassen Spannungsverhältnis steht. Es wird sich zeigen, wie das gemeint ist. Dabei wird sich auch ein Argument entwickeln, warum natürliche Eigenschaften als mögliche Werts substanz ausgeschlossen werden müssen: weil die eine abstrakte natürliche Eigenschaft völlig beziehungslos zur Gesellschaft steht.

Ein falscher Schluss auf die Arbeitswerttheorie

Ich möchte mich zunächst gegen einen falschen Schluss auf die Arbeitswerttheorie stellen und dabei zugleich diejenige Sozialphilosophie exponieren, von der ich hier ausgehen will und die ich auch als die richtige Auffassung von der Gesellschaft behaupte. Dieser falsche Schluss ist ein unmittelbarer Schluss auf die Arbeitswerttheorie, wonach – kurz gesagt – der Wert die Arbeit sei, weil die Ware bzw. gesellschaftlicher Reichtum Produkt von Arbeit ist. Letzteres stimmt zwar. Doch wenn Arbeit Quelle des (stofflichen) Reichtums ist, dann muss die Arbeit deswegen noch nicht die „Quelle des Werts“ oder des abstrakt gesellschaftlichen Reichtums sein.

Die Sozialphilosophie, die ich meine, sieht die Gesellschaft als Zusammenhang von Arbeiten. Sie

ist eine „Anschauung von der Quelle des stofflichen Reichtums“ (MEW 13, 39), für welche diese Quelle „Arbeit überhaupt, und zwar in ihrer gesellschaftlichen Gesamtgestalt, ... *Teilung der Arbeit*“ (MEW 13, 44) ist. Gesellschaft ist hier das unzählig vermittelte und verkettete Ganze des gesellschaftlichen Produktionsprozesses, der Warentausch die vermittelnde Instanz der Arbeiten. Vielmehr scheint diese Anschauung der Gesellschaft zu implizieren, dass die Arbeit auch den Wert ausmacht. Der Reichtum in seiner kapitalistischen Form, dem Geldvermögen, das aber zugleich den Wert darstellt, scheint hierfür gerade den empirischen Beleg abzugeben: Das Geldvermögen einer Gesellschaft ist wirklich davon abhängig, wie produktiv und ausgedehnt die in ihr verrichtete Arbeit ist. Weiterhin ist ja Geld tatsächlich das Mittel, die Arbeit anderer anzueignen.

Wie das Schließen von der Arbeit als Quelle des Reichtums auf die Arbeitswerttheorie zugeht, lässt sich bei Destutt de Tracy sehen:

„Da es sicher ist, daß unsere körperlichen und geistigen Fähigkeiten allein unser ursprünglicher Reichtum sind, ist der Gebrauch dieser Fähigkeiten, eine gewisse Art Arbeit, unser ursprünglicher Schatz; es ist immer dieser Gebrauch, welcher alle jene Dinge schafft, die wir Reichtum nennen... Zudem ist es gewiß, daß alle jene Dinge nur die Arbeit darstellen, die sie geschaffen hat, und wenn sie einen Wert haben, oder sogar zwei unterschiedliche Werte, so können sie dies doch nur haben aus dem ... der Arbeit, der sie entspringen.“ (MEW 23, 94; Marx zitiert hier Ricardo, der wiederum Destutt de Tracy zitiert)

Es lässt sich jedoch nicht so unmittelbar schließen, dass, wenn der Reichtum durch die gesamte gesellschaftliche Arbeit geschaffen ist, und insofern nur Ausdruck von Arbeit und nicht bloßes Mittel zur Befriedigung von Bedürfnis, dass entsprechend die Waren im Tausch ebenfalls auf Arbeit reduziert sein müssten. Man müsste hiergegen sagen, dass zwar in jedem Gebrauchswert Arbeit steckt, er aber trotzdem genauso Gebrauchswert, daher nützlich ist.

Diese Anschauung von der Gesellschaft⁷ ist allerdings nicht unabhängig vom Wert, auch wenn der Schluss nicht so einfach wie gerade eben gezogen werden darf. Im folgenden also die Argumentation für die Arbeitswerttheorie, die keine logische Deduktion der letzteren aus der Gesellschaftsanschauung ist, aber auf Kohärenz und Stimmigkeit beider hin argumentiert.

Kritik der Nutzwerttheorie und Argumente für die Arbeitswerttheorie auf Basis einer Sozialphilosophie der „Arbeitsgesellschaft“

Die andere, hier kritisierte Anschauung von Gesellschaft, wonach sie im wesentlichen Bedürfnisse vermittelt oder ein „System der Bedürfnisse“ (Hegel RP §188)⁸ ist, entspricht genau der

7 Im Zuge der folgenden Argumentation könnte man bei Marx eine Kontinuität von den Frühschriften bis zum „Kapital“ feststellen: In den Frühschriften setzt er sich von Gesellschaftsauffassungen, worin Nutzen und Bedürfnisbefriedigung die Hauptsache sind, ab, sowie von solchen, nach denen das „wahre“ gesellschaftliche Leben das geistige (Politik, Recht, Kunst, Religion) sei. Die Anschauung von der Gesellschaft als entfaltete Arbeiten, die vielfältig zusammenhängen, führte ihn auch dazu, die Arbeitswertlehre aufzugreifen und auszuarbeiten.

8 In der Rechtsphilosophie (G.W.F. Hegel, *Grundlinien der Philosophie des Rechts*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1986) stellt Hegel sowohl eine Werttheorie (§63) als auch eine „Sozialphilosophie“ (§188ff) – worunter ich hier eine Philosophie der Ökonomie verstehe, denn das Wesen der Gesellschaft ist für Hegel nicht der Arbeitszusammenhang, sondern vielmehr das Politische – vor. Als den Wert bestimmt Hegel das Allgemeine der Nützlichkeit („Brauchbarkeit“). „Der Wert der Sache“ wird hier unter dem Kapitel des Privateigentums abgehandelt, so dass die Arbeit („Formierung“), die in einer Sache steckt, als Akt der Aneignung, und zwar Aneignung in dem Sinne, es zum Privateigentum zu machen, als Besitznahme, auftritt (§56). Aber das Allgemeine der Sache, ihr Wert, der ihr hier übrigens gänzlich unabhängig vom Austausch, daher „von Natur“ oder vielmehr „aus Vernunft“ zukommt, wird eben nicht als Arbeit, sondern als ihr Nutzen, d.h. ihre Potentialität, Bedürfnis zu befriedigen, bestimmt. In dieser Philosophie ist die Sache daher für uns ein nützliches Ding, aber gerade nichts von Arbeit.

Dem entspricht das Gesellschaftsbild Hegels – das der Ökonomie, wie gesagt. Das Einzelne ist hier gegen das Allgemeine als Bedürfnis bestimmt (§189). Die Bedürfnisse werden durch Dinge, die in Händen „anderer

Waresammlung, die wir vorfinden und die uns als Masse von Gegenständen, die unsere Bedürfnisse befriedigen, gegenübersteht. Die Arbeit, die in ihnen steckt, ist als Privatarbeit von ihnen getrennt; sie ist an der Ware nicht sichtbar, die vielmehr reine Beziehung auf das Bedürfnis zu sein scheint. Dazu unten ausführlicher.

Ausgehend von der „Arbeitsgesellschaft“ aber erscheint es ungereimt, dass Nützlichkeit, die unmittelbar nichts Gesellschaftliches hat und bloße Beziehung aufs Individuum, auf meinen Bauch ist, das Wesensgleiche der Waren im Tausch sein sollte. Hier wird eine Eigenschaft zum Wert gemacht, die als Bedürfnis zwar jeder hat oder als Nutzen für jeden ist, die aber dennoch nur ausschließendes Bedürfnis und ausschließender Nutzen ist.

Nützlichkeit als Wesensgleiches im Tausch hebt zudem eine bestimmte Funktion des Warentausches als wesentlich hervor, nämlich die Zurverfügungstellung von Nützlichkeit, von Konsumgut. Gesellschaft wird hier überhaupt nur nach ihrer Zweckmäßigkeit für die Individuen gedacht⁹. Diese gehen in Gesellschaft, weil es für sie nützlich ist. Dass Gesellschaft gänzlich unabhängig davon ist, ob die Individuen „in sie hineingehen“ wollen, und die Individuen vielmehr ohne Gesellschaft keine Individuen wären und auch nur durch die Gesellschaft *vereinzelte* Individuen werden¹⁰, bleibt außer Betracht.

Umgekehrt. Wenn das Austauschverhältnis, die Beziehung von Waren zueinander auf der gesellschaftlichen Arbeit, die all diese vielen Waren oder ein gesellschaftliches Produkt hervorbringt, gründet, so ist die Produktionssphäre nicht mehr ausgeblendet. Der Austausch ist nicht mehr beziehungslos zur Arbeit, vielmehr sind die Waren im Tausch gerade auf Arbeit reduziert. Ebendeshalb ist offengelegt, dass der Tausch gerade das vermittelnde Glied der vielen besonderen Arbeiten ist. Man könnte zwar sagen, dass der Tausch sowieso die Arbeiten vermittelt, was ja eine Tatsache ist, und die Beziehung der Waren aufeinander die Waren auf irgendeine Substanz reduzieren kann. Aber in diesem Fall wären der Tausch und die Arbeit einander äußerliche Sphären. Denn was den Tausch wirklich ausmachte, was ihn bestimmte, was die getauschten Quanta festsetzte, wäre eben nicht die Arbeit, sondern jene andere Substanz, etwa die Nützlichkeit. Dass der Tausch dann *auch noch* die Arbeiten in Beziehung setzte, wäre demgegenüber ein zufälliges Moment, das dem Tausch daher ebenso zukommen kann, wie es ihm nicht zukommen kann.

Was aber in einer Warengesellschaft die Waren verbindet, das verbindet auch die Menschen und macht ihre Gesellschaft aus. Gesellschaft ist deshalb ein wesentlich tieferer Prozess als bloß ein System der Bedürfnisse, es ist ein Zusammenhang der Arbeiten, die sich in besondere Sphären aufteilen (Arbeitsteilung), sich wechselseitig *ergänzen*, d.h. zu einem Ganzen werden, das sich, d.h.

Bedürfnisse“ sind, befriedigt. Zwar sieht Hegel, dass Gesellschaft ohne Arbeit nicht geht – Arbeit ist „das die beiden Seiten“, also Bedürfnis und seinen Gegenstand, „Vermittelnde“. Aber Arbeit wird zum bloßen Mittel degradiert, das eigentlich Vergesellschaftende ist das Bedürfnis. Arbeit bildet also bei Hegel nicht den Inhalt von Gesellschaft, und insofern entspricht dies auch seiner Werttheorie, die an der Sache nur den Nutzen sieht, nicht aber die in ihr steckende Arbeit, sowie am Individuum und seiner Gesellschaft im „System der Bedürfnisse“ wesentlich das Bedürfnis, für das die Sache ja da ist, bzw. für das die Sache durch Gesellschaft vermittelt wird – aber nicht, dass das Individuum in einem tätigen Lebensprozess steht und dieser Prozess per se kein individueller, sondern ein gesellschaftlicher ist.

„Die Gesellschaft – wie sie für den Nationalökonom erscheint[und auch für Hegel] – ist die bürgerliche Gesellschaft, worin jedes Individuum ein Ganzes von Bedürfnissen ist [...]“ (MEW 40, 557).

9 „Erst in dem 18. Jahrhundert, in der ‚bürgerlichen Gesellschaft‘, treten die verschiedenen Formen des gesellschaftlichen Zusammenhangs dem Einzelnen als bloßes Mittel für seine Privatzwecke entgegen, als äußerliche Notwendigkeit“ (MEW 13, 616).

10 „Der Mensch ist im wörtlichsten Sinn ein *zōon politikon*, nicht nur ein geselliges Tier, sondern ein Tier, das nur in der Gesellschaft sich vereinzeln kann. Die Produktion des vereinzelt Einzelnen außerhalb der Gesellschaft - eine Rarität, die einem durch Zufall in die Wildnis verschlagenen Zivilisierten wohl vorkommen kann, der in sich dynamisch schon die Gesellschaftskräfte besitzt – ist ein ebensolches Uning als Sprachentwicklung ohne zusammen lebende und zusammen sprechende Individuen“ (MEW 13, 616).

die Gesellschaft, ständig neu hervorbringt oder reproduziert.

Die Wertbestimmung hat also noch darüber hinaus, dass sie die getauschten Warenquanta bestimmt, Bedeutung. Sie sagt etwas darüber aus, was „Gesellschaft“ ist: Wirklich bloß zufälliges Überlappen von Privatsphären(Wert als Nutzen), oder doch etwas Übergreifendes(Wert als Arbeit). Ist der Wert als Nutzen bestimmt, so muss die Sphäre der Produktion zur Sphäre der Zirkulation *addiert* werden. Es lassen sich hier nur äußerliche Zusammenhänge aufstellen. Eine einheitliche Theorie, die immanente Zusammenhänge herstellen könnte, wäre nicht möglich. Die Frage der Distribution, die durch die Zirkulation verwirklicht wird, aber ihr vorausgehend bestimmt ist, wäre ebenfalls unabhängig von der Zirkulation zu klären. Z.B. könnte kein Bezug der Warenpreise und der Löhne zu Verhältnissen außerhalb des Marktes (d.h. des Verhältnisses, in dem die Tausche ihren Platz haben) hergestellt werden.

Obwohl nun Produktion und Zirkulation so evidentermaßen ineinandergreifen¹¹, erklärt eine Nutzwerttheorie die Zirkulation zu einem theoretisch unabhängigen Feld. Das kann man nicht anders als theoretisch unbefriedigend nennen.

Es sind daher ganz unterschiedliche „Gesellschaftsauffassungen“ oder hier angemessener „Sozialphilosophien“ mit den verschiedenen Werttheorien verbunden. Das Verhältnis der Werttheorie zur Sozialphilosophie ist kein notwendiges; es ist kein Widerspruch, eine Arbeitswerttheorie und zugleich eine Anschauung der Gesellschaft als Bedürfnismasse zu vertreten. Aber zu der Gesellschaftsauffassung, wonach sie ein Zusammenhang von Arbeiten ist – und ich unterstelle, dass die Richtigkeit dieser Auffassung klar ist –, *gehört* und *passt* diejenige Werttheorie, wonach der Tausch durch die Arbeit bestimmt ist. Könnte man wirklich sagen, die verschiedenen nützlichen Arbeiten, Bäckerei, Schusterei, Schneiderei, Weberei usw. würden zwar *durch* den Austausch zu einem Ganzen zusammengefügt, aber in diesem mache sich Arbeit überhaupt nicht geltend, er sei ein eigenständiger gesellschaftlicher Prozess unabhängig von der Arbeit? Das passt nicht. Andererseits passt es gerade sehr gut, die *Arbeit* als die bestimmende Substanz des Tausches anzusetzen, wenn dieser gerade den gesellschaftlichen Zusammenhang der Arbeiten darstellt. Oder entsprechend: die Nützlichkeit als Wert zu bestimmen, wenn der Tausch lediglich das ist, die Bedürfnisse zu bedienen. Man kann auf dieser Basis auch sagen, wie absurd es wäre, eine *natürliche* Eigenschaft der Ware zu ihrem Wert zu verkehren: rein logisch wäre es zwar kein Widerspruch, aber kann das *Gewicht* oder das *Volumen* die bestimmende Substanz einer gesellschaftlichen Beziehung der Waren sein? – Es ist noch anzumerken, dass Marx' Arbeitswerttheorie *nicht* von der Bedürfnissphäre abstrahiert, wie es jedoch in der „Nutzwerttheorie“ der Fall ist, welche von der Produktionssphäre abstrahiert. „Jede Ware ... stellt sich dar unter dem doppelten Gesichtspunkt von *Gebrauchswert* und *Tauschwert*“ (MEW 13, 15).

Man kann die beiden sozialphilosophischen Standpunkte sich noch einmal anschaulich machen: Der Wert der Ware – des Arbeitsprodukts – ist im Fall der Arbeitswertlehre die gesamtgesellschaftliche *Tätigkeit*, es herzustellen – daran hat auch der einzelne Arbeiter teil, der *diese* Ware hergestellt hat. Und Arbeit macht auch ihre Beziehung zu anderer Ware aus, also dass durch dieses Arbeitsprodukt ein anderes erworben werden kann. Im andern Fall ist es eben bloß die

11 In der sogenannten „Einleitung zur Kritik der Politischen Ökonomie“ (MEW 13, 615ff) zeigt Marx recht ausführlich, dass Produktion, Distribution, Austausch und Konsumtion gerade nicht sich zufällig berühren und jeweils eigene, von den anderen Sphären unabhängige Bestimmungen aufweisen, sondern dass sie sich abgesondert voneinander gar nicht denken lassen und jede Sphäre sich aus der anderen gewissermaßen „ableiten“ lässt. So erscheinen „Distributionsverhältnisse und -weisen ... nur als Kehrseite der Produktionsagenten“ (MEW 13, 627), wogegen die Ökonomen ein „rohes Auseinanderreißen von Produktion und Distribution und ihrem wirklichen Verhältnis“ (MEW 13, 619) betreiben. Als Resümee dieser Betrachtungen schreibt Marx: „Das Resultat, wozu wir gelangen, ist“, dass Produktion, Distribution, Austausch, Konsumtion „Glieder einer Totalität bilden, Unterschiede innerhalb einer Einheit. Die Produktion greift über, sowohl über sich in der gegensätzlichen Bestimmung der Produktion als über die anderen Momente“ (MEW 13, 630).

Nützlichkeit, die den Wert der Ware ausmacht, der Wert hängt also vor allem an der Ware selbst, und hat keine Beziehung auf die Tätigkeit, den Lebensprozess der Menschen. Und durch diese Nützlichkeit kann ich andere Ware mit meiner erwerben.

Marx' Argument im „Brief an Kugelmann“

Marx bringt selbst ein anderes Argument, das prominent aus dem „Brief an Kugelmann“ zitiert wird, was ich hier auch tun will:

„Daß jede Nation verrecken würde, die, ich will nicht sagen für ein Jahr, sondern für ein paar Wochen die Arbeit einstellte, weiß jedes Kind. Ebenso weiß es, daß die den verschiedenen Bedürfnismassen entsprechenden Massen von Produkten verschiedene und quantitativ bestimmte Massen der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit erheischen. Daß diese Notwendigkeit der Verteilung der gesellschaftlichen Arbeit in bestimmten Proportionen durchaus nicht durch die bestimmte Form der gesellschaftlichen Produktion aufgehoben, sondern nur ihre Erscheinungsweise ändern kann, ist self-evident. Naturgesetze können überhaupt nicht aufgehoben werden. Was sich in historisch verschiedenen Zuständen ändern kann, ist nur die Form, worin jene Gesetze sich durchsetzen. Und die Form, worin der Zusammenhang der gesellschaftlichen Arbeit sich als Privataustausch der individuellen Arbeitsprodukte geltend macht, ist eben der Tauschwert dieser Produkte.“ (MEW 32, 552f)

Knapp gesagt stellt Marx hier fest, dass Tauschproportionen der Waren sich notwendigerweise nach der in ihnen steckenden Arbeitszeit bemessen müssen, weil Gesellschaft nur funktioniert, wenn die den verschiedenen Produktionssphären zugeordneten gesellschaftlichen Arbeitszeiten den gesellschaftlichen Bedürfnismassen entsprechen. Es ist allerdings etwas fiselig, das Argument präzise zu formulieren.

Es gibt also verschiedene gesellschaftliche Gesamtbedürfnisse, die ich mit A, B, C, ... bezeichne. Ihnen entsprechen bestimmte Produktmengen, für die jeweils die gesellschaftlich erforderte Arbeitszeit T_A , T_B , T_C , ... beträgt. Außerdem haben wir die verschiedenen Produktionszweige, P_A , P_B , P_C , ..., die genau so bemessen sind bzw. denen soviel Produzenten zugeordnet sind, dass sie in der erforderlichen Arbeitszeit die gesellschaftlich notwendige Produktmenge produzieren.

Marx behauptet nun: Wenn Produktionszweig P_A von den anderen Produktionszweigen soviel Produkt erwirbt, wie in hergestelltes T_A wurde, abzüglich der Arbeitszeit, die er selbst konsumiert, d.h. seine Produkte zu ihren Werten eintauscht, dann erhält er gerade die Produktmenge, die seinem Anteil am gesellschaftlichen Bedürfnis entspricht. Und das sei die notwendige und immer gegebene Voraussetzung („Naturgesetz“!) jeder Gesellschaft.

Betrachten wir das Beispiel, dass es genau zwei Produktionszweige gibt, P_A und P_B . P_B hat genausoviel hergestellt, wie die Gesellschaft braucht. Der Teil des Produkts von P_B , den P_A braucht, entspricht natürlich gerade der von P_A geleisteten Arbeitszeit T_A abzüglich der Arbeitszeit, die P_A selbst konsumiert. Das ist einfach die gesellschaftliche Voraussetzung, die Produktionszweigen haben sich so aufgeteilt, dass sie in ihrer jeweiligen Gesamtarbeitszeit das gesellschaftlich erforderte Produkt herstellen. Ihnen kommt daher soviel Produkt der anderen Produktionszweige zu, wie ihrer Gesamtarbeitszeit entspricht, oder ihre Arbeitszeit verhält sich zu gesamtgesellschaftlichen Arbeitszeit eben wie das ihnen zustehende Produkt zum gesamtgesellschaftlichen Produkt. Der Produktionszweig P_A macht nun nichts anderes, als dieses sein in dieser Zeit hergestelltes Produkt gegen das von P_B in dieser Zeit hergestellte Produkt zu tauschen, oder: es tauscht seine Ware gegen ihren in Arbeitszeit bemessenen Wert.

Hier wurde für jeden Produzenten das gleiche „Bedürfnisquantum“ unterstellt. Das ist natürlich eine unrealistische Voraussetzung, zum einen weil sich die Gesellschaft in Arbeiter und Kapitalisten

mit weit größeren Bedürfnissen teilt; zum anderen, weil auch innerhalb der Arbeiter verschiedene Bedürfnisstufen existieren. Letzteres lässt sich dadurch erledigen, dass dies komplexen Arbeitern entspricht, die entsprechend einen größeren Anteil als der einfache Arbeiter an der gesellschaftlichen Arbeitszeit einnehmen. Das gleiche gilt für den Unterschied von Arbeiter und Kapitalisten, erstere bringen die Arbeit für die Bedürfnisse der Kapitalisten auf, und zwar proportionell mehr als für sich selbst. Endlich haben wir hier nur die einfache Reproduktion betrachtet, in der alles Mehrprodukt von den Kapitalisten aufgefressen wird, ohne dass Akkumulation stattfinden kann. Betrachteten wir allerdings dieselbe, so müssten wir eine ständig sich erweiternde kapitalistische Gesellschaft zugrundelegen, der das Mehrprodukt kauft und konsumiert. Doch auch der Gesellschaftsteil, der dabei neu hinzukommt, muss sich in das Gefüge der gesellschaftlichen Arbeitsteilung einfügen und muss daher den erweiterten gesellschaftlichen Bedürfnisse entsprechend seine Arbeitszeit verausgaben.

Im 3. Band des Kapitals gibt es eine Stelle, an der Marx diesen Sachverhalt sehr gut verständlich ausführt. Die Stelle knüpft an die Feststellung an, dass die Arbeit von Nahrungsproduzenten gerade die für die Gesellschaft notwendige Arbeit darstellt:

„Dasselbe findet übrigens statt bei aller Teilung der Arbeit innerhalb der ganzen Gesellschaft, im Unterschied von der Teilung der Arbeit innerhalb der einzelnen Werkstatt. Es ist die zur Produktion besondrer Artikel - zur Befriedigung eines besondern Bedürfnisses der Gesellschaft für besondrer Artikel notwendige Arbeit. Ist diese Verteilung proportionell, so werden die Produkte der verschiedenen Gruppen zu ihren Werten ... verkauft. ... Es ist in der Tat das Gesetz des Werts, wie es sich geltend macht, nicht in bezug auf die einzelnen Waren oder Artikel, sondern auf die jedesmaligen Gesamtprodukte der besondern, durch die Teilung der Arbeit verselbständigten gesellschaftlichen Produktionssphären; so daß nicht nur auf jede einzelne Ware nur die notwendige Arbeitszeit verwandt ist, sondern daß von der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit nur das nötige proportionelle Quantum in den verschiedenen Gruppen verwandt ist. Denn Bedingung bleibt der Gebrauchswert. Wenn aber der Gebrauchswert bei der einzelnen Ware davon abhängt, daß sie an und für sich ein Bedürfnis befriedigt, so bei der gesellschaftlichen Produktenmasse davon, daß sie dem quantitativ bestimmten gesellschaftlichen Bedürfnis für jede besondere Art von Produkt adäquat, und die Arbeit daher im Verhältnis dieser gesellschaftlichen Bedürfnisse, die quantitativ umschrieben sind, in die verschiedenen Produktionssphären proportionell verteilt ist. ... Das gesellschaftliche Bedürfnis, d.h. der Gebrauchswert auf gesellschaftlicher Potenz, erscheint hier bestimmend für die Quota der gesellschaftlichen Gesamtarbeitszeit, die den verschiedenen besondern Produktionssphären anheimfallen.“ (MEW 25, 648f)

Die Regulation der Produktionssphären nach den gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeiten nennt Marx das *Wertgesetz*. Es ist in der Tat ein Gesetz, das von außen an die Produzenten herantritt, und dem sie – da gesellschaftlich produzierend – unterworfen sind. Einerseits sind sie in ihrer Produktionsentscheidung völlig „frei“, sie produzieren in Privatarbeit, unabhängig von bestehender Produktion und Bedürfnissen der anderen Privatproduzenten. Andererseits ist die proportionelle Verteilung der Produzenten auf die verschiedenen Sphären eine gesellschaftliche Notwendigkeit. Dies setzt sich als Wertgesetz vermittels der Preisbewegung auf dem Markt durch, d.h. vermittels des Gesetzes von Angebot und Nachfrage. Eine übergroße Produktionssphäre wird mit zu geringen Preisen quittiert; eine zu kleine lockt mit hohen Preisen die Produzenten an. Es folgt also: das Wertgesetz setzt sich durch, und zwar notwendig, unabhängig von allen Werttheorien, die die Bürgerlichen im Kopf herumtragen.

Dies ist jedoch ebenfalls kein notwendiger Beweis dafür, dass der Wert die Arbeit ist. Es zeigt aber auf äußerliche Weise, dass sich die Waren im Schnitt zu den in sie verausgabten Arbeitszeiten tauschen müssen, und bildet insofern ein weiteres Argument für die Arbeitswerttheorie.

Der Nutzen der Nutzwerttheorie und Schluss

Ich konnte also die folgenden vier Argumente für die Arbeitswerttheorie gewinnen. Erstens ist Nützlichkeit eine ausschließende, an sich ungesellschaftliche Beziehung der Ware aufs Individuum. Zweitens wird mit dem Wert als der Nützlichkeit die Zurverfügungstellung von Nützlichkeit als wesentlich für den Tausch hervorgehoben, Gesellschaft damit überhaupt als bloß nützlich für die für sich seienden Individuen vorgestellt. Drittens stellt die Nutzwerttheorie Markt und Produktion als theoretisch unbezogen nebeneinander, während die Arbeitswerttheorie ihre Einheit fassen kann. Viertens müssen sich die Waren notwendig zu Werten mit Arbeitszeitmaß tauschen, dies erfordert die gesellschaftlich proportionelle Regulation der Produktionszweige.

Mit einer Nutzwerttheorie lässt sich aber auf verschiedenerelei Weise die bürgerliche Gesellschaft rechtfertigen. Denn zum einen erscheint mit der Ausblendung der Produktionssphäre und der Distribution die Wirtschaft, die eben auf *Marktwirtschaft* verkürzt wird, als durchweg positiv, nämlich durch die Zirkulation nützliches Ding bereitstellend; wogegen Elend und Leid der Arbeit und eine ungleiche gesellschaftliche Verteilung als davon unabhängig, gegenüber der „Wirtschaft“ äußerliche Momente erscheinen. Theoretisch kann dies dadurch ausgedrückt werden, dass natürlich der Mehrwert nicht aus der Ausbeutung des Arbeiters resultiert, sondern – bzw. hier nur mehr als Gewinn – aus geschicktem wirtschaftlichem Handeln. Zum andern entfällt die Entfremdungskonzeption, wonach der Tausch eine gegenüber den Menschen gleichgültige Beziehung ist bzw. nicht für die Menschen bestimmt ist. Denn in einer Nutzwerttheorie ist klar: „Man“ tauscht, um an Nützlichkeit zu kommen; der Tausch ist ein selbst nützlich, d.h. zweckmäßiges Mittel zur Vermittlung von Nützlichkeit. Eine Verselbständigung des Tausches gegen die Menschen kommt hier nicht mehr unter.

Die Nutzwerttheorie entspricht gerade der Natur der Ware, wie sie dem bürgerlichen Verstand erscheint: nämlich nützlich zu sein, Bedürfnis zu befriedigen; *für seinen Bauch* da zu sein. Anders die Arbeit: diese erscheint als völlig unwesentlich, wenn überhaupt an sie gedacht wird. Das entspricht aber gerade der Versachlichung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die in den Sachen verschwinden und als gesellschaftliche Verhältnisse nicht mehr sichtbar sind. Nicht mehr der verschlungene Prozess des Ganzen, sondern sein vereinzelt, stillstehendes Resultat scheint wesentlich zu sein. Aber das ist gerade die Erscheinungsform des Ersteren. Und die Arbeit, die in den Sachen steckt, ist Privatarbeit, die wirklich unabhängig von mir verrichtet wird.

Der Wert als Substanz von purer Nützlichkeit, losgelöst vom gesellschaftlichen Produktionsprozess, ist daher die adäquate Fassung des Tausches für diesen bürgerlichen Verstand, dem die Dinge nicht als Momente eines gesellschaftlichen Prozesses, sondern als Genussmittel erscheinen.

Doch wie sehr ihm seine Wirklichkeit auch seine Überzeugung bestätigen mag, die wissenschaftliche Kritik widerlegt sie ihm dennoch. Sie zeigt ihm, dass es nicht sein eigener Bauch ist, der die Gesellschaft bestimmt, sondern vielmehr diese als Zusammenhang von Arbeiten besteht. Und sie führt ihn auch noch vor, indem sie den Finger darauf legt, was den Stolz des aufgeklärten Bürgers am meisten verletzt: Dass sein Vorteil und seine innere Ausgewogenheit seinen Verstand bestimmt und ihn heimtückisch zu der ihm dienlichen Werttheorie verführt haben. But, das sage ich ihm mit Negri,

„I do not think that, in the polemics that have now for two hundred years accompanied the development of the theory of value, political economists have ever succeeded in decoupling value from labor“. (Antoni Negri, Value and Affect, in: *boundary 2*, Jg. 26, Ausg. 2 1999)